

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

14.1.1923 (No. 2)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 2



14. Jan. 1923

## J. Weiler / Kinderaufsatz und Kinderstil.

Die mannigfachen Versuche, den Schulaufsatz umzugestalten, treffen sich in einem Bestreben: sie wollen die Persönlichkeit des Kindes irgendwie sichtbar oder fühlbar machen. Deshalb geben diese Versuche dem kindlichen Aufsatz die Freiheit eines Bekenntnisses, das nur der Wahrheit — dem Erlebnis — verpflichtet ist.

Rechtfertigt das Kind dies Loslösen vom Zweckhaften? Tritt sein eigenes Wesen im freien Aufsatz deutlich hervor in seelischer und stilistischer Besonderheit? Und läßt sich diese Eigenart bilden? Der Kinderaufsatz allein kann auf diese Fragen antworten.

Eine kleine Quintanerin soll zum erstenmal in der höheren Lehranstalt einen Aufsatz schreiben. Den Vorwurf darf sie selbst wählen. Aus ihren Erinnerungen kramt sie folgende Geschichte hervor:

Als ich Streit hatte.

„Als meiner Tante ihr Knabe auf Besuch da war, hatte ich mit ihm Streit. Er wollte wissen, was ich zu meiner Freundin sagte. Ich sagte: „Man muß doch dir nicht alles auf die Nase binden.“ Er wollte es doch wissen. Er kam her und wollte das Fenster hinaufklettern. Aber ich spuckte ihm schnell auf den Kopf. Dann ging ich hinaus und lachte ihn aus.“

So sieht das getreue Abbild wirklichen Kindererlebens aus. Nur Kinder können ein solches Geschehen so erzählen. Das Gesetz gilt für die Gesamtheit aller Kinder; Eigenart des Einzelnen wiegt in dieser Hinsicht nicht. Unbefangenen schreibt natürliches Empfinden überall die natürlichen Zusammenhänge ab, wie es sie überschaut. Hier im besonderen Beispiel überläßt es sie uns nach keiner Richtung hin gefühlbetont.

Und doch spricht ein wirkliches Erleben, ein Sanktionspunkt zwischen Umwelt und Innenwelt, unwiederholbar und dem freien Willen entzogen. Mit jedem echten Erlebnis teilt es die Eigenschaft, Andern ein Nichts zu sein; zugleich aber, bei aller Armseligkeit, auch die Fähigkeit, alle Gemeinschaftsgefühle um seiner eigenen Entfaltung willen zu sprengen. Jedes wirkliche Erlebnis ist eben in diesem Sinne seinem Träger gegenüber rücksichtslos, gleichgültig, wie es inhaltlich eingetellt ist. Es vereinzelt ihn plötzlich. Zuweilen aber scheint ein unerklärlicher Drang den Vereinten zu zwingen, sich mitzuteilen, um so den Zwiespalt zu überbrücken, und die Gemeinsamkeit wieder herzustellen. Für das Kind ist dieses Entäuern des Erlebens das Selbstverständliche, weil dauernd seelische Vorgänge sich in ihm abspielen. Sie drängen nach außen, und ihr Zwang macht das Kind oft unfähig, nachzubilden.

Wie kommt aber das Kind dazu, dem Lehrer so etwas zu erzählen? — Was es hier getan hat, ist belanglos und unichön. Zunächst darf man dem Erlebnis nicht ohne weiteres einen sittlichen Ertrag zumuten. Als persönlichstes Eigentum, das ein Mensch haben kann, kann es für die Allgemeinheit geradezu schädlich werden. Das Gemeingefühl, das im Augenblick des Geschehens verdeckt ist, tritt aber sofort an die Oberfläche, so bald das richtende Urteil des Kindes angerufen wird. Auch

unser kleine Heldin würde als Bengin eine solche Handlung entrüstet verwerfen: „Die spuckt den an! Das darf man doch nicht!“ Doch das Erlebnis ist stärker und macht sich unbefangenen Luft. Steigen wir zu seinen Wurzeln hinab, um es zu begreifen.

Der Erlebnisraum ist eng begrenzt. Die Spuderei ist dem Kinde zweifellos die Hauptsache. Das Geschehen verläuft in folgenden Linien: Unbewußt lauert ein Gegensatz, die Stadtfrau — die Landkind, die Bub — die Mädel. Die Neu-erde offenbart die Spannung. Diese führt zur Kampfbereitschaft. Eine heftige Lösung wird notwendig. Der freche Kerl kriegt ein ausgemischt, und das Mädchen triumphiert. Sie beherrscht die Situation. Sieg erheischt Bewunderung. So wird das Erlebnis frei.

Eine solche Heußerung hemmungslosen Selbstgefühls wagt sich nur hervor, wo der Lehrer sein erzieherisches Tun zur bloßen Beobachtung eindämmt. Dadurch ist außer dem unbefangenen reinen Tatsachengehalt auch eine ursprüngliche und eigenwillige Form gesichert. Ihre natürliche Einheit begründet den natürlichen Stil.

Von dieser Tatsache aus besteht die Darstellung trotz ihrer stilistischen und stilischen Mängel unantastbaren Wert: Sie trägt das Antlitz der Wahrheit. An diesem Geschehen ist kein Wort falsch oder auch nur schief empfunden. Wahrheit ist aber Ausgangspunkt für alle Bildung — des Verstandes und des Geistes. Erziehen läßt sich nur der Unbefangene, der sein Tun nicht verstellt, noch verschleiert; man muß ihm beikommen können. Will man einen Menschen erziehen, so muß man die Ebene seines Denkens aufsuchen; nicht mechanisch den sittlichen Gehel von irgend einer Höhe herab ansehen. Damit ließe sich nur die offene Auswirkung einer Handlung verhindern, nicht aber die Handlung selbst.

Eine Ohrfeige oder mahnendes Wort und vorwurfsvoller Blick, je nach Veranlagung und Umständen, und das Kind würde eine solche Robe nicht mehr erzählen. „Und“, um die Angelegenheit im Sinne der moralischen Jugendschriften zu beenden, „als ich das nächste Mal Streit hatte, erinnerte es sich mit Beißämung, wie es einmal seinen lieben Lehrer durch sein unsittliches Betragen gekränkt hatte. Demütig suchte es deshalb den Knaben auf und bat ihn wegen seines häßlichen Benehmens um Verzeihung.“ Leider bleibt die Wirklichkeit hinter diesem schönen Bild zurück. Die Erkenntnis vermag das Handeln noch nicht zu befruchten.

Was tun? Die Erziehung schlägt den Weg der langsamen Entwicklung ein. Sie begrüße die Wahrheit, dieses Pflückerbeden des Geistes, und gewöhne das Kind daran, in seinem Handeln andere Werte zu erstreben. Eine Umdeutung bildet sich in diesem Fall ungezwungen. Ohne irgend ein Urteil vorwegzunehmen, überläßt der Lehrer die Erzählung der Klasse. Als Richter verwirft diese den Gipfel, dadurch, daß sie nicht auf ihn eingeht. So wendet sich unbefangene Anteilnahme den Begleitumständen zu und gibt ihnen dadurch höhere Bedeutung.

Damit ist eine neue Grundlage gewonnen. So bescheiden sie auch sei, sie ist der Ausgangspunkt sittlicher und stilscher Entwicklung. Eines besteht nicht ohne das andere.

Die Auseinandersetzung zwischen den Kindern veranlagte die Erzählerin dann zu folgender Fassung:

Als ich Streich hatte.

„Meiner Tante ihr Knabe war auf Besuch da bei unserer Tante Babette. Er war in der Gasse bei den Küben, und ich war im Zimmer und sah aus dem Fenster hinaus. Da kam meine Freundin gerade die Gasse entlang und kam zu mir her. Ich sagte ihr leise, daß sie zu meiner Schwester sagen soll, daß sie kommen soll. Er wollte es wissen. Ich sagte: „Man muß dir doch nicht alles auf die Nase binden.“ Er wollte es aber doch wissen. Er kam her und wollte zum Fenster hinaufklettern. Aber ich spuckte ihm schnell auf den Kopf. Dann ging ich hinaus und lachte ihn aus. Aber er ging mir nach. Ich sprang schnell hinein und machte die Türe zu und ließ ihn weiterr.“

Umbildung eines schon Gestalteten verlangt Verklärung der ersten Form, ohne doch zugleich Vollendung zu gewährleisten. Insofern ist der Wert einer zweiten Fassung stets bedingt. Er beruht meistens auf der festeren Grundlegung der Tatsachen, bedeutet also einen äußeren und inneren Anschauungszuwachs. Im angezogenen Beispiel hat die Anteilnahme der Zuhörer und Mitarbeiter den ursprünglichen Mittelpunkt der Darstellung verschoben. Knabe und Mädchen erscheinen deutlich als nahezu gleichwertige Gegenpieler. Der Höhepunkt der ersten Fassung ist zum Glied einer Handlungskette geworden. Um die veränderten Zusammenhänge wiederzugeben, muß sich die Verfasserin ihrer Arbeit gegenüberstellen und erfährt so aus größerer Entfernung bezeichnende Einzelheiten, besonders Raumvorstellungen: „auf der Gasse“, „bei den Küben“, „zum Fenster hinaus“ usw. Zugleich erhält das Nebeneinander der Dinge Beziehungswerte, ohne daß diese ausgesprochen werden: Das Stadtkind stammt über die Besonderheiten dörflichen Lebens; das Landkind findet dieses Verunkeltsein familiär usw. Hier liegen schon Ansätze zum Gestalten. Dieses kündigt sich auch bereits in der Sprache an: Der ohnmächtige Horn veranschaulicht sich kräftig in „wetterte“. Zugleich gibt dieses Wort der Erzählung auch den nachdrücklichen Schlüsselpunkt.

Wohl sind das alles nur bescheidene Anfänge, die zum Teil sogar erst in ihre Bestandteile zerlegt werden müssen, um überhaupt wahrnehmbar zu sein. Aber sie sind Wirklichkeiten. Sie schaffen dem Kinde die Erkenntnis des Wesentlichen und werden damit in ihm das Bedürfnis nach Wahrheit — EM- und Erziehungsfragen ergänzen und bedingen sich.

\*

Um zu zeigen, wie verschieden der seelische Urgrund des Erlebens bei ähnlichen äußeren Bedingungen ist, seien noch Anfangsarbeiten von zwei Schülern derselben Klasse — der Knabe ist Revertent — angeführt. Sie lassen überdies erkennen, wie ein Geschehen sich ungezwungen einstellt und sich mit der Eigenart des Einzelnen zu einer Einheit verbindet.

I.

Wie ich und meine Schwester spielten.

Gestern sagte meine Schwester: „Komm, Meta, wir machen Mutterles, ich bin die Mutter, und du bist mein Kind.“ Ich sagte dann gleich: „Ja.“ Nun sagte sie: „Kind, jetzt mußt du schlafen.“ Ich und meine Schwester saßen auf einem Sesselchen. „Jetzt, Meta, legst du deinen Kopf auf meinen Schoß, das wäre dann dein Bett.“ Ich sagte: „Als ich ein bißchen geschlafen hatte, sagte sie: „Kind, jetzt mußt du aufstehen und deine Sachen lernen.“ Ich sagte: „Ich habe noch so schlaf.“ Da sagte sie: „Da legst dich halt noch ein bißchen hin und schläfst.“ Dann schrie sie mir ins Ohr hinein: „Jetzt steht aber auf.“ Ich stand auf, und sie sagte: „Komm, wir gehen spazieren.“ Da sagte ich: „Ich gehe nicht mit.“ Dann sagte sie: „Dann geh ich halt allein und bring dir

Zuckerle und Schokolädlein mit.“ Sie ging ein Weilschen fort. Als sie dann wiederkam, brachte sie ein paar glatte Steine mit und sagte: „Da hast du Schokolädlein.“ Dann holte sie ein paar Kieselsteine und sagte: „Das sind Zuckerle.“ Aber sie sagte immer wieder: „Gelt, die Zuckerle sind gut.“ Da sagte ich: „Ja, ja, die sind sehr gut.“ Endlich sagte sie auch: „Kind, jetzt mußt du mir helfen schaffen.“ Aber ich sagte: „Da, Mutter, vorhin hast du mir doch gesagt, jetzt wäre ich noch klein und könnte noch nicht laufen.“ Da sagte sie: „Da, ich führe dich doch, daß du mir helfen kannst.“ Ich schaukelte immer auf meinem Sesselchen herum. Auf einmal fiel mein Sesselchen um, und ich hob mich an dem andern Sesselchen, auf dem die Klara saß, und wir fielen alle beide herunter. Da sagte ich: „Jetzt spielen wir nimmer.“

II.

Der Hannjobbert.

In den Ferien war ich in Sprantal. Da gingen wir alle Abend vor sein Haus. Seine Frau war gestorben, und dieser hatte er einen Prügel über das Grab gesteckt. Dann haben wir ihm das alle Abend nachgeschrien. Da kam er heraus mit der Peitsche und trieb uns fort. Da kamen wir jedesmal doch wieder. Dann haben wir vor der Sonntagschule ausgehakt, wir gehen hinunter und binden eine Schnur über die Stege, daß, wenn er herausspringt, er die Stege herunterfliegt. Wir gingen hinunter und banden eine Schnur über die Stege. Als sie hingebunden war, schrien wir ihm nach: „Nicht einmal Geld hast du, deiner Frau einen Grabstein zu kaufen.“ Da kam er heraus und blieb an der Schnur hängen und purzelte die Stege hinunter. Deses Abend mußte er noch nach Breiten zum Arzt. Er hatte ein Loch im Kopfe. Da riefen wir ihm nach: „Ganz gesund so.“ Dann rief er uns nach: „Ach bekomme euch wieder.“ Dann riefen wir: „Ja, ja, es ist schon recht.“

Ein 13jähriger Schüler, der zu den letzten seiner Klasse gehört, verwendet die Sprache bereits als Werkzeug. Er kann es nur im Rahmen seines Erlebens. Die Arbeit, ebenfalls eine unveränderte erste Fassung, stellt eine erreichbare Entwicklungshöhe nach dreijährigem Unterricht dar:

Wie ich ein Pferd beschlagen ließ.

„Ich bin im Hof der Schmiede, um ein Pferd beschlagen zu lassen. Da kommt Albert.

„Franz, was ist?“

„Den Gaul vorne beschlage.“

„Du kannst doch kein Gaul aufgeben.“

„Das mußt du mich lernen.“

Ich hebe das Pferd auf, und Albert beginnt, das Eisen herunterzureifen. Als er fertig ist, schneidet er den Huf aus. Die Schwadenmagen fliegen nur so, als er säbelt.

„Ab.“ sagte er, als er fertig ist.“

Ich lasse den Huf ab. Albert ist schon in der Schmiede verschwunden, und das Schnarchen des Blasebalgs sagt mir, daß er an der Esse steht. Da kommt er schon wieder und bringt das glühende Eisen zurück. Ich hebe schnell den Huf auf. Er legt das Eisen an den Huf an. Dichter Rauch steigt auf. Da wird das Pferd unruhig.

„Ruhig.“

Da bekomme ich einen tüchtigen Schluck Rauch. Als der Rauch verschwunden ist, ist Albert nicht mehr da. In der Schmiede hämmert er schon.

Pff!

Albert kommt mit dem kalten Eisen. Er nimmt Nägel aus einer Kiste. Wie der Wind saufen die Nägel in den Huf. Er nimmt die Range und zwick die Nägel ab.

„Auf den Bod.“

Ich ziehe den Bod herbei und stelle den Huf darauf. Er nimmt die Haxpel und haxpelt den Huf nach allen Seiten ab.

„Fertig.“

Sollte eine bescheidene Anschauung der sachlichen Wirklichkeit nicht wahrer Erkenntnis höherer Wirklichkeiten vorbereiten?

## Heinrich Funck / Was erleidete Klopstock den Laurenthalt in Karlsruhe?

Im Oktober 1774 kam der Odendichter und Sänger des Messias Klopstock, der größte deutsche Dichter der damaligen Zeit, nach Karlsruhe, um dem Rufe des weisen und frommen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu folgen, der ihn einlud, mit Rang und Gehalt eines markgräflichen Hofrats nach Karlsruhe überzusiedeln. Im Dezember kamen die beiden Weimarschen Prinzen Karl August und Konstantin zum Besuch des badischen Hofes nach Karlsruhe. Karl August, der frühzeitig die mit ihm in Berührung kommenden Menschen scharf erfaßte, schrie damals aus Karlsruhe an Wieland:

„Ich habe die Bekanntschaft Goethes gemacht, der Sie sehr schätzt; ist fenne auch Klopstock, der mir manchmal gut gefällt, denn, wenn ich es sagen darf, er scheint mir zu oft daran zu denken, daß er Klopstock ist, und dieses Gefühl hat offenbar ein wenig das Verständnis für die Größe anderer erdrückt.“

Klopstock trug am Karlsruher Hof, wie er es von 1751 bis 1770 in den Hofreisen Kopenhagens getan, ein hohes Gefühl seiner Dichterpürde offen zur Schau. Dazu bemerkt der badische Hofrat und ehemalige Prinzenenerzieher Friedrich Dominikus Ring in seiner bekannten Denkschrift „Klopstock in Karls-

ruhe, die ich nicht nach ihrer 1878 veröffentlichten, 1850 von David Friedrich Strauß für seinen lehrreichen Aufsatz „Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden“ benötigten Fassung, sondern nach ihrer ausführlichen, noch in den Händen von Rings Nachkommen befindlichen, ungedruckten Fassung zitiere: „Und wenn er auch Autorholz und gerechte Ansprüche auf so was hatte, so hätte er doch fühlen sollen, daß so was hier (am Karlsrüber Hofe) am unrechten Orte angebracht war und man dieser Art Leuten (den Hofkavalieren) seine Superiorität nur auf eine feine Art fühlen lassen müsse und sie nur so für sich, aber um so sicherer gewinnen könne.“

Karl Ludwig von Knebel, der Erzieher und Begleiter des Prinzen Konstantin, richtete im Dezember 1774 aus Karlsrübe an den Schöpfer des „Götter“ und des „Werther“ herrliche Worte über Klopstock, die leider nicht mehr vorhanden sind. Erhalten aber hat sich in v. Knebelschen Familienbesitz ein Aufschrieb Karl Ludwigs von Knebels aus späterer Zeit, der sich auf den Winter 1774 zu 1775 bezieht, aus dem hier die folgende Stelle über Klopstock in Karlsrübe zum erstenmal vollinhaltlich und wortgetreu mitgeteilt wird: „Seltsam war es, daß Klopstock gerade zur selbigen Zeit nach Karlsrübe kam. Ich freute mich, ihn zu sehen; doch blieb er nur wenige Tage und schien eben nicht vom besten Humor. Die Ursache, wie ich nachher vernahm, mochte wohl sein, daß — bei aller Gefälligkeit, die man gegen ihn bei Hof hatte, und bei der vorzüglichen Auszeichnung seiner Person sowohl vom Markgrafen als hauptsächlich von unserer Prinzessin Luise — man doch nicht von dem alten Hofstil Rücksicht seiner abgeben wollte und ihn bloß als Legationsrat (badischen Hofrat) behandelte. Dieses schien seinen Unwillen zu erregen, und er reiste, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsrübe ab.“

Am 30. März 1775 kam Klopstock noch warm von Karlsrübe zu Goethe nach Frankfurt. Ihm gegenüber, der in jener Frühzeit seines Lebens gern auf „die Kerls in Schlössern“ schimpfte, machte der Meßiasfänger seinem Aerger über die Behandlung, die er am badischen Hof erfahren, Luft. Die Entrüstung, die Goethe damals über die Sache empfand, klang noch am 20. November 1779 in einem Gespräch Goethes mit Lavater in Zürich nach. Ueber diese Unterhaltung berichtete der alte Bodmer, bei dem sie stattfand, tags darauf an seinen Freund Pfarrer Schinz in Altketten folgendes: „Lavater sagte, Klopstock sollte die Pension von dem Markgrafen nicht mehr annehmen, nachdem er nicht in Karlsrübe leben wollte. Goethe mit einiger Wärme: er wäre so gewohnt genug, daß man Pensionen in der Entfernung nähme. Der Markgraf habe Klopstocken mit Ehre und Aufwartungsdiensten expediert, daß es jedem braven Mann unausstehlich sein würde.“

Hören wir, was unser Denkschriftsteller in seinem „für die Nachwelt deponiertem“ Bericht über das Hofzeremoniell sagt, dem Klopstock in Karlsrübe unterworfen wurde. Nach Rings Bericht sah Klopstock alle Tage mit Vergnügen bei Hofe an der sogenannten Marschallstafel, die in Karlsrübe im gleichen Zimmer wie die fürstliche Tafel war, im Kastatter Schloß in einem andern Zimmer und in einer andern Etage gehalten zu werden pflegte. Doch ging man nach aufgehobener Tafel mit den gnädigsten Herrschaften in die Zimmer, wo Kaffee getrunken wurde. An der Marschallstafel saß dem Dichter immer sein Hofratskollege Ring zur Seite, der gelehrte Gottseibetuns, wie ihn Herder nannte. Die andern Tischgenossen des Dichters waren Hofkavaliers, die eben nicht alle, wie Ring bemerkt, Kenner von Klopstocks Dichterruhm und Verdiensten sein konnten. Karl August schrieb am 29. Dezember 1774 in dem oben angeführten Brief an Wieland vom Karlsrüber Hofe: „Man weiß hier wenig von guter deutscher Literatur.“

Viel Aufhebens macht Ring von der Gnade, die man dem Dichter damit habe angedeihen lassen, daß man ihn täglich an der Marschallstafel teilnehmen ließ. „Klopstock“ — jetzt er auseinander — „hatte den fürstlichen Hofratscharakter und bezog einen Gehalt vom Fürsten, war also als ein fürstlicher Diener anzusehen, von denen keiner mit diesem und auch einem höheren Titel je an diese viel weniger an die fürstliche Tafel gezogen wird außer etwa einmal bei einem ganz besonderen und außerordentlichen Falle. Selbst bürgerliche Geheimräte sind von der Marschallstafel, jezt Edelsheim die Hofetiquette rangiert hat, durchaus ausgeschlossen.“

Mit der am badischen Hof herrschenden gesellschaftlichen Exklusivität war u. a. der 1773 als Hof- und Regierungsrat in markgräfliche Dienste genommene Schwager Goethes Johann Georg Schloffer, der dem Markgrafen persönlich nahe stand, nicht einverstanden. Er schrieb den 8. Oktober 1774 an seinen mit einem Widmungsschreiben an Herrn Karl Friedrich Markgrafen zu Baden sich mühennden Freund Lavater in Zürich: „Wenn ich dem Fürsten eine Dedikation zu schreiben hätte, würde ich's so machen: Wenn Sie, mein Fürst, bei den seltensten Anlagen ein großer, wohl der größte Fürst zu werden noch die Kraft hätten, sich über die Vorurteile des Adels wegzusetzen, mit allen Arten von Menschen zu leben, so wäre Karl Friedrich der erste der Fürsten hier und der erste der Seligen dort.“

David Friedrich Strauß erzählt in seinem oben erwähnten Aufsatz „Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden“: „An beiden Orten (in Karlsrübe und in Kastatt) besuchte ihn der Markgraf häufig auf seinem Zimmer, wobei der Dichter in Schlafrock und Nachtmütze bleiben durfte.“ Diesem Satz liegt die folgende Stelle der Rinalischen Denkschrift zu Grunde: „Der gnädigste Fürst besuchte ihn jeden Morgen; Freund Dichter durfte in der Nachtmütze und im Schlafrock bleiben.“ Was Ring hier berichtet, steht in einem Abschnitt seiner Darlegung, der vom Aufenthalt des markgräflichen Hofes zu Kastatt handelt. Nur in Kastatt, nicht auch in Karlsrübe empfing Klopstock die Besuche des Markgrafen auf seinem Zimmer. In Kastatt wohnte der Dichter im Erdgeschoß des Schlosses nahe bei den Herren von Edelsheim und von Palm. In Karlsrübe logierte er bei Kirchenrat Bödman, dessen Haus mitten im Großen Zirkel am Schloßplatz lag. Wenn ihn Karl Friedrich da besucht hätte, ein wie großes Aufsehen würde unser Denkschriftsteller davon machen! Im Kastatter Schloß aber besuchte der Fürst — „häufig“ ist zu wenig gesagt — jeden Morgen den Dichter auf seinem Zimmer.

Klopstock hat sein ganzes Leben so männlich und rein poetisch wie nur möglich gestaltet. Sein freies Dichterleben durfte am Hofe Karl Friedrichs keine Einschränkung erleiden. Der Markgraf gab ihm die Zusicherung: „Sie begehren einen uneingeschränkten Aufenthalt und werden denselben jederzeit bei mir haben; die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen und von den Wissenschaften unzertrennlich.“ Und doch ließ man den Dichter täglich seinen Hofratscharakter fühlen, mutete nach Goethes Zeugnis der Markgraf dem Dichter Aufwartungsdienste zu! Klopstocks Selbstbewußtsein, freiheitlicher Stolz, Unabhängigkeitsdrang, starke Natürlichkeit lehnten sich dagegen auf. Der Dichter verließ Kastatt gegen Ende März 1775; am 28. März sah er in der Pfalz blühende Kirichbäume. Er verließ den Markgrafen, ohne Abschied zu nehmen. Aber doch schrieb er ihm, wie die Herzogin Luise von Weimar von dem Markgrafen selbst hörte, aus einer der nächsten Stationen und dankte. — Klopstock lebte noch fast drei Jahrzehnte in Hamburg im ungeschmälerten Genuß seines badischen Hofratsgehaltes.

## Karl Frank / Nachtleben.

Die Tannenwälder saugen an zu dunkeln. Ueber den zackigen, lang hinreichenden Bergkammen, die ich von meinem Fenster übersehe, bleicht der erloschene Himmel. Das unge, waldvermauerte Tal versinkt in Stille. Auch im Hause verebben die Geräusche. Das Abendessen ist vorüber. Ueber die teppichbelegten Gänge huschen stumpfe Schritte, gedämpfte Stimmen verhallen, Türen werden leis geöffnet und geschlossen. Stille und Dunkel bricht herein. In einer halben Stunde soll nach der strengen Hausordnung alles zu Bett sein. Der Tag und alles Laute mit ihm erlischt. Das ist die Stunde, wo mein Leben beäunert. Ich sitze am heimlich geöffneten Fenster und schaue in den verwehenden Himmel und in das dunkelnde Land. Es ist, als fülle das wachsende Dunkel meine verdorrten Adern mit frischem Blut. Die Natur lehrt langsam in mich nach der fürchterlichen Ebbe des Tages. Unter Tags geht ich einher wie ein Toter, mein Kopf ist schwer, wie von Sommer schlägen betäubt, und die allzugreife Welt ist wie hinter Schleiern verborgen, oder hinter Glasscheiben gestellt, wie die Waren im Schaufenster. Wenn ich nach dem Leben greife, stoßen

meine Hände immer auf glattes, kühles Glas. Aber ich greife selten danach, so heiß die Wünsche in mir auch drängen und brennen, denn meine Arme sind am Tage wie gelähmt. Nun kommt die Nacht und schenkt mir Kraft und Fülle und quellendes überquellendes Leben. Willkommen, du dunkle Lebensbringerin, komm, komm schneller, mich dürstet nach dir! —

Das Haus schweigt, das Dunkel steigt höher. Die gegenüberliegende Talwand, ganz von hohem Fichtenwald bedeckt, dehnt und weitet sich in schwarzer Finsternis. Nun muß der Augenblick kommen, wo dort Lichter ins Dunkel springen. Eine lange doppelte Reihe von Lichtpunkten. Sie zeigen den Weg, der am Waldrand emporführt zum weißen Riesenbau des Kirchhauses. Sie sind da, die Lichter! Unbefangen und unerschuldig wie Kinder säumen sie in schöner Ordnung den Rand der schwärzesten Nacht. Wie die Lichter einer Uferstraße an einem schwarzen See. Immer, alle Nacht, seh ich jenen See vor mir, jenen schwarzen See, der nicht aus meinem Leben wegzudenken ist. Immer muß ich erst an jenem furchtbaren Wasser vorbei, wenn ich zum Leben gelangen will. Eigentlich mühte mich das

Leben lieben. Eigentlich, ja. Wer hat ihm mehr Liebe bewiesen als ich, wer ihm mehr geopfert als ich? Oder liebt es in seltsamer Laune vielleicht nur die, die immer bereit sind, es freundlich wegzuworfen? Oder doch nichts nach ihm fragen? Immer, immer sehe ich jenen See vor mir. — Es war eine Nacht so schwarz wie das schwärzeste Wasser. Wir ruderten im leichten Boot vom lichterbestreuten Ufer ins Dunkel hinein, um jene Fahrt zu wagen, von der kein Wiederkehren ist. In hoffnungsloser Liebe wollten wir den Weg aus dieser Welt hinaus suchen wie Tristan und Isolde, denn wir liebten uns mehr als das Leben. Nein, ich bin ein Pügnier, wenn ich das sage! Sie liebte mich mehr als das Leben, ich aber war treulos und feig und ich weiß nicht einmal, ob es eine Schande ist, daß der Wille zum Leben mächtiger in mir war als der Wille zum Tod. Ich hoffte zuviel noch vom Leben damals und glaubte noch an meine große Kunst. Vielleicht war es auch das, was mich zurückhielt — Müßige Frage! Zwei Urgewalten rangen miteinander, was kann ich dafür, daß es so ausging? — Sie versank lautlos im schwarzen Abgrund. Ich hatte sie selbst hinabgestoßen, dann aber, als wäre ich plötzlich ein ganz anderer Mensch, hatte ich mich im letzten Augenblick wieder ans Boot geklammert in wahnwitziger Lebensgier. Am andern Tage fand man mich weit draußen, fast erfroren und erstarrt, bewußtlos im rudellos treibenden Boot. — Eigentlich müßte das Leben mich lieben. Und eigentlich hätte der Tod kein Recht auf mich für ewig verwirkt, denn wer hat ihm solch einen Koll bezahlt und solch ein Opfer zugebracht wie ich? Und dennoch liebt das Leben mich nicht, und dennoch läßt der Tod nicht ab von mir. Ich sage in tollem Mitleid dem Leben nach, das nie zu erreichen ist, und jede Sekunde sucht mein widerspenstiges Miß mich abzuschleudern. Ist es wirklich die Jagd nach dem Leben, oder ist es nicht vielmehr Flucht vor dem Knochenmann, vor dem apokalyptischen Reiter, dessen Sense ich jede Stunde einmal so nahe spüre, daß vom Aufzug ihres Schwunges meine Haare in die Höhe wehen? O Leben, o Leben, wo bist du, warum bleibst du vor mir? —

Nun schimmern auch die hundert Lichter des Kurhauses mehrschichtig zwischen schwarzen Tannen hindurch ins nachtblaue Tal herab. Schatten huschen an den breiten Scheiben des großen Saales her und hin. Schatten? Für uns auf dieser Bergseite und in diesem Hause sind es Schatten, denn für uns arme Teufel verwandelt sich alles Lebendige in Schatten, trotzdem wir auf der Sonnenseite und jene auf der Schattenseite des Tales wohnen. Dort drüben aber im kristallinen Lichte der Kronleuchter sind es Menschen mit heißem Blut und leuchtenden Augen und brennenden Herzen. Menschen, die das Leben lieben und lieben und die das Leben mit seinen Geschenken überschütten. Sie tanzen dort zu den schmelzdeludigen, janzenden Klängen der Geigen, die selbst wenn sie klagen, das Herz noch rasend machen vor heimlicher Lust. Die Musik kann nicht bis hierher dringen in unser grabstilles Haus, aber ich höre sie doch, ich fühle sie, sie zieht mich hinab wie die Meerfrau den Fischer. Ich öffne die Balkontüre — es ist streng verboten — und lehne mich weit hinaus, als könnte ich hüßbergreifen und mit geballter Faust an die Scheiben des Tanzsaales pochen. Ich werde eine Strickleiter machen und in einer der nächsten Nächste mich von meinem Balkon heimlich hinablassen und über den Fluß, den Lichtern am schwarzen See entlang, zum Kurhaus hinaufspringen und mitten in den Saal hineinkürmen. Alle werden sich um mich drängen, aber eine nur werde ich herausjuchen um mit ihr zu tanzen in rasendem Schritt bis die Sinne vergehen. Eine nur! Wer ist sie? Stehen die Toten wieder auf? Und wenn denn so ist, woran ich nicht zweifle, warum tut sie, als kenne sie mich nicht mehr? Ich sah sie gestern zum erstenmal, von ferne nur, und doch war kein Zweifel möglich. Dasselbe schwarze Haar, dasselbe Profil, der gleiche Nacken, die gleiche feine Gestalt. Sie ist es, sie, die ich begleitet bis an die Schwelle des Todes. Ich werde vor sie hinstreten und fragen: Warum kommst du nicht zu mir? Und wenn sie mich von sich häßt, werde ich ihr zum zweitenmale den Tod geben mit diesem Dolche, den ich auf nächtlichem Abenteuerzug in irgend einer fremden Hafenstadt einem Marrosen im Kampf um mein Leben entriß und den ich Tag und Nacht mit mir herumtrage. Und wenn sie ein Schatten wäre, ein Spukgespenst, dann würde ich sie ins Leben hineinzwingen mit der ganzen vereinten Kraft meiner Liebe und meiner ungestillten Lebenssehnsucht. — Am Kurhaus verflüchten die Lichter, die Farben entfliehen, die Musik ist verstummt; es ist wie wenn jemand stirbt. Uebermächtig dunkelt der Himmel, mit Sternbildern dornig umspinnen. Dröhnend türmt die furchtbare Stille über das totschwarze Tal. Horch! Schlüsselacklapper, Türknarren, Schritte vor dem Haus. — Vier dunkle Gestalten treten schwerfällig aus dem Tor, sie tragen etwas Schwarzes, Plumpes auf den Schultern über den Weg zu dem kleinen steinernen Häuschen, das seitwärts im Park sich hinter Fhuja und Klieder, büßchen halb versteckt. Man nennt es das Waschkhaus. Aber

jeder von uns weiß, daß es das Totenhaus der Anstalt ist. Wieder hat der bleiche Reiter einen von uns überholt und eingefangen. — Ich trete zurück ins Zimmer und schließe leise die Balkontüre. Meine Kiefer schlagen flappernd auf und zu, ohne daß es in meiner Nacht stünde, Glubalt zu gebieten. Kälte tastet mit eifigen Händen an mir empvor, als suchte sie nach etwas. Nach was? Nach meinem Herzen. Es ist, als stünde ich im kalten Wasser, das höher und höher steigt. Eulen ulnen im Walde hinterm Hause. Ganz nah. Das schreckt mich nicht mehr, so grauig es klingt. Das ist nur Kindererei. Aber die Kälte ist Ernst. Schwankend wie ein Betrunkener gehe ich zu meinem Schranke um das Chininpräparat zu holen. Der Arzt wird morgen wieder böse Vocksaugen machen, wenn er meine Fieberkurve sieht, und vielleicht bekomme ich bald den Ausweisungsbrief. — Man liebt hoffnungslose Fälle nicht im Genesungsheim. Auch mein Schlafpulver nehme ich, trotzdem ich weiß, daß es nicht viel hilft. Man müßte einmal im Dunkel zuviel erwischen. —

Nun lieg ich angekleidet auf dem Bett, ich kann mich nicht entschließen, mich auszuziehen. Trotzdem es natürlich Unsinn ist, halte ich hartnäckig an der abergläubischen Vorstellung fest, ich sei in Kleidern sicherer vor dem Tod, als wenn ich entkleidet im Bette läge. Wenn wir in der Mitterzeit lebten, ließe ich mir die schwerste Rüstung anlegen, als ging es zum Turnier, und nähme in die Linke das Schwert und in die Rechte den Speer. — Der Schlaf kommt nicht. Die Glieder schütteln sich vor Frost. Mit geschlossenen Augen liege ich da und zähle die gewalttätigen Stöße meines Herzens. Es ist, als müßte das Haus davon erdröhnen und wach werden. Horch! Eine Türe miauzt ganz leise. Es ist die Türe des gegenüberliegenden Zimmers Nr. 13. Ich lausche gespannt. Klirrende Schritte schweben über den Kofostepich. Gleich darauf schnappt leise die Türe des Zimmers Nr. 16 und schließt sich unter seinem Geschieber der Türangeln. Nun, ich habe es längst bemerkt, daß die blonde Berlinerin mit dem Madonnengesicht dem russischen Dichteringelinge verlebte Blicke zuwarf, während sie mich kalt behandelte. Zu mir wäre sie nicht gekommen. Eine wilde Wit packt mich. Sie soll sterben. Sie wird zum Tod verurteilt. Nicht von einem ordentlichen Gericht natürlich. Eine geheime Keme muß über sie zu Gericht sitzen in roten Mänteln und Masken. Ich werde sie anklagen und wir werden sie zum Tode verurteilen. Ich will dem Tode überliefern, wer mich am Leben bestiehlt. Vielleicht kann ich den Tod mir so zum Freunde machen, daß er mich dem Leben williger überläßt. —

Die Morgentälte dringt eifrig ins Zimmer, ich halte es vor Frost nicht mehr aus. Noch einmal schleppte ich mich zum Schrank und hole die Flasche mit Kirchwasser, um mich zu erwärmen an seinem Feuer. Es ist vorräthlicher Brand. Letzte Woche habe ich die Flasche von einem verbotenen Ausflug mitgebracht. Die junge Wirtin, bei der ich sie kaufte, ist auf ihre Art ein prachtvolles Weib, mit braunen blickenden Haarbüscheln, rundem Busen und Augen wie leuchtender Sommer. Ich erinnere mich deutlich, daß ich den lebhaften Wunsch fühlte, sie an mich zu reihen und zu umarmen. Und doch stand ich da wie ein Stoch, ich war wie gelähmt und fühlte die heimliche Glaswand, die fast immer zwischen mir und dem Leben steht. Wie sah sie gesund und stark aus! Man sagte mir, sie betriebe ihren Mann. Sie sah mich mitleidig an, als sie mir die Flasche übergab, vielleicht auch aeringischäftig, wie die Mangelgunden auf die Stiefkinder des Lebens herabzusehen pflegen. Aber ich will kein Mitleid dieser Art. Ich will leben und schaffen, ich will leben und lieben und wer mir dabei im Wege steht, den töte ich. Morgen werde ich wieder zu ihr hingehn und sie auffordern: Gib mir deine Gesundheit, gib mir dein Leben, denn ich muß leben um jeden Preis! Nein, ich werde das nicht sagen, denn sie würde mir ihr Leben doch nicht freiwillig geben. Wenn sie mir die Flasche richtet, werde ich ihr an den Hals springen und ihr das Blut aussaugen bis zum letzten Tropfen. Ihr aersundes, schamloses, ehebrecherisches Blut, das den Vurpurtmantel des Lebens färbt und den Tod vertacht in alle Ewigkeit. —

Mit grauem Gesicht späht der Morgen über die Berge. Er schleicht trübselnd und grämlich durch die Krankenstuben und drückt da und dort einem die Augen zu. Ein Wischlein wimmert im Dorfe drinnen. Ein Pferd stampft schwer über die Holzbrücke des Flusses. Trägt es den schwarzen Reiter? Ueber die Schwelle des Tages führt immer eine böse graue Stunde, die ich fürchte. Es ist über die Stunde, in der selbst ein Petrus seinen Herrn dreimal verleugnet hat. Schon kräht auch irgendwo ein Hahn. Noch immer wimmert das Arme-sünder-Glöllelein. Will es nicht enden? Rufft es den Lebenden, rufft es den Toten? Him — him — him — him — schreit es durchs Tal. Und mir ist, als hört ich aus den nahen Kloster-rutinen ein dumpfes, dunkel klagendes Summen antworten: Miserere, miserere, miserere . . . .